

Liebe Schwestern und Brüder,

jedes Jahr zu Pfingsten geschieht im römischen Pantheon etwas, das zugleich uralt und seltsam gegenwärtig wirkt. Hoch oben in der gewaltigen Kuppel dieses antiken Heiligtums öffnet sich die kreisrunde Öffnung, und rote Rosenblätter fallen langsam auf die versammelten Menschen herab. Kein lautes Schauspiel. Kein religiöser Triumph. Eher eine stille Bewegung aus Licht, Luft und Farbe. Für wenige Minuten entsteht ein Raum, in dem selbst Fremde verstummen.

Viele denken bei Pfingsten sofort an das große Brausen der Apostelgeschichte: Sturmwind, Feuerzungen, Aufbruch. Und gewiss gehört auch das zu Pfingsten — der Geist als Kraft, die Menschen hinausführt aus Angst und Verslossenheit.

Aber vielleicht berührt der Rosenregen im Pantheon gerade deshalb so viele Menschen, weil er an ein anderes Pfingstbild erinnert: an das des Johannesevangeliums.

Dort sitzen die Jünger hinter verschlossenen Türen. Nicht mutig, sondern verängstigt. Nicht siegreich, sondern erschöpft. Und Christus tritt mitten in ihre Angst hinein. Kein Sturm begleitet ihn. Kein Feuer fällt vom Himmel. Er sagt nur: „Friede sei mit euch.“ Dann haucht er sie an und spricht: „Empfangt den Heiligen Geist.“

Es ist eines der zärtlichsten Bilder des ganzen Neuen Testaments.

Der Geist erscheint hier nicht als Überwältigung, sondern als Atem. Nicht als Macht, sondern als Nähe. Nicht als Triumph über die Welt, sondern als Entängstigung des Menschen.

Vielleicht liegt genau darin die tiefe Wahrheit des Rosenregens im Pantheon. Die Blätter fallen lautlos. Sie bedrängen niemanden. Sie beweisen nichts. Sie legen sich leicht auf Schultern und Hände, als wollten sie sagen: Habt keine Angst. Der Himmel ist nicht verschlossen.

Mitten hinein in den Dschungel gegenseitiger Furcht, mitten hinein in den Teufelskreis aus Angsthaben und Angstverbreiten, spricht der Auferstandene diesen Friedensgruß. Schon für das Volk Israel war dieser Gruß Wunsch, Sehnsucht und Verheißung zugleich: Schalom alechem — Friede sei mit euch. Durch die Jahrhunderte hindurch bis in unsere Tage.

Diesem Friedensgruß will Christus die Türen öffnen: die verschlossenen Türen, die verschlossenen Gesichter und Münder, die verschlossenen Herzen. Er tritt durch die verschlossene Tür — und macht damit deutlich: Hinter verschlossenen Türen ist Frieden nicht möglich. Frieden braucht Zugänge zueinander. Frieden braucht offene Türen. Frieden braucht Menschen, die sich füreinander öffnen — gerade dann, wenn sie sich voreinander fürchten.

Frieden lebt davon, dass Menschen ihre Angst voreinander eingestehen und aussprechen — und offen werden für die Ängste der anderen.

Gerade moderne Menschen verstehen dieses leise Pfingsten des Johannesevangeliums oft besser als das dramatische der Apostelgeschichte. Denn viele tragen heute keine unerschütterliche Glaubensgewissheit mehr in sich. Aber die Sehnsucht nach Frieden, Trost und innerer Öffnung ist geblieben — vielleicht stärker denn je.

II.

„Für mich soll's rote Rosen regnen.“

Auch aus Hildegard Knefs berühmtem Chanson spricht eine tiefe Sehnsucht. „Für mich sollen sämtliche Wunder gescheh'n“ — das klingt beinahe wie ein säkulares Gebet. Nicht fromm im kirchlichen Sinn, aber voller Erwartung, dass das Leben mehr sein möge als bloße Funktion und Müdigkeit.

Bemerkenswert ist dabei das Wort „gescheh'n“. Die Wunder werden nicht gemacht. Sie widerfahren einem. Wie die Rosen im Pantheon kommen sie von oben herab: unerwartet, unverdient, leicht.

Dass Knef von „sämtlichen Wundern“ singt, hat etwas Maßloses. Die Stimme des Liedes verlangt nicht vernünftig und bescheiden. Sie spricht aus einem Hunger nach Leben. Gerade darin liegt die Kraft dieses Chansons.

Und doch schwingt immer auch Verletzlichkeit mit. Denn wer sich „sämtliche Wunder“ wünscht, spürt meist zugleich, dass das gewöhnliche Leben hinter solchen Sehnsüchten zurückbleibt. Deshalb klingt das Lied zugleich triumphierend und traurig.

Vielleicht liegt genau darin sein tiefster Kern:

der Wunsch, dass das Leben mehr sein möge als bloßer Ablauf — dass einem etwas widerfährt, das die Wirklichkeit plötzlich weiter und tiefer macht.

Und doch nennt das Lied Gott nicht.

Vielleicht liegt gerade darin seine Wahrheit für viele Menschen unserer Zeit. Die religiösen Worte sind unsicher geworden — die Sehnsucht aber nicht. Der Hunger nach Liebe, Sinn, Verwandlung und Gnade lebt weiter, selbst dort, wo niemand mehr wagt, eindeutig von Gott zu sprechen.

Darum wirkt das Lied zugleich stark und traurig. Hinter allen großen Wünschen liegt immer auch die Angst, dass die Wunder vielleicht ausbleiben könnten. Gerade deshalb berührt es so tief.

Und dennoch: Wer dieses Lied hört, kann darin etwas zutiefst Spirituelles wahrnehmen. Denn die Frage, ob hinter den „Wundern“ letztlich doch eine Gnade, ein Sinn, eine göttliche Wirklichkeit steht, bleibt unausgesprochen im Raum. Das Lied beantwortet sie nicht. Es hält sie offen.

Vielleicht erklärt das auch, warum Angela Merkel dieses Lied für ihren Großen Zapfenstreich auswählte. Viele waren darüber überrascht. Die nüchterne, kontrollierte Kanzlerin verabschiedete sich nicht mit einem Triumphmarsch, sondern mit einem Chanson über Sehnsucht.

Inmitten militärischer Formen, Fackeln und Kommandos erklang plötzlich eine Stimme, die sagte: „Ich will.“ Nicht Macht sprach dort, sondern Verletzlichkeit. Nicht politische Stärke, sondern die leise Weigerung, sich innerlich ganz mit der Welt des Funktionierens zu begnügen.

Vielleicht lag darin ein stilles Eingeständnis, dass auch hinter Rationalität Sehnsucht lebt. Hinter Disziplin Hoffnung. Hinter politischer Verantwortung der Wunsch, dass einem im Leben mehr begegnen möge als bloße Pflichterfüllung.

Und vielleicht wirkte dieser Moment deshalb auf so viele Menschen verbindend. Nicht weil plötzlich alle dieselben Überzeugungen gehabt hätten, sondern weil etwas Menschliches sichtbar wurde, das tiefer reicht als politische oder weltanschauliche Unterschiede.

Genau darin liegt die ökumenische Wahrheit von Pfingsten.

III.

Denn die Einheit des Geistes bedeutet im Neuen Testament niemals Gleichförmigkeit. Die Verschiedenen bleiben verschieden. Lukas erzählt, dass Menschen unterschiedlicher Sprachen einander plötzlich verstehen. Paulus schreibt vom einen Leib und den vielen Gliedern. Einheit entsteht nicht dadurch, dass Unterschiede verschwinden, sondern dadurch, dass Verschiedene sich gemeinsam getragen wissen.

Vielleicht ist das die einzige Form von Einheit, die in einer säkularen Gesellschaft noch glaubwürdig erscheint.

Denn moderne Menschen misstrauen großen Vereinheitlichungen — politischen wie religiösen. Zu viel Geschichte liegt darauf. Zu viele Kämpfe. Zu viel Zwang. Aber die Sehnsucht nach Verbundenheit ist geblieben. Menschen möchten verschieden sein dürfen, ohne einander fremd zu werden.

Gerade hier könnte die ökumenische Aufgabe der christlichen Kirchen heute liegen:

nicht zuerst darin, institutionelle Unterschiede aufzulösen oder verlorene Macht zurückzugewinnen, sondern gemeinsam Räume offenzuhalten, in denen Menschen noch etwas erfahren können von Frieden, Trost, Schönheit und Hoffnung.

Vielleicht brauchen säkulare Gesellschaften weniger religiöse Siege als solche gemeinsamen Zeichen:

eine offene Kirche,
eine gemeinsame Liturgie,
ein stilles Gebet,
ein Lied,
ein Augenblick der Stille,
fallende Rosen aus einer offenen Kuppel.

Denn viele Menschen wissen heute nicht mehr genau, ob sie glauben können. Aber sie spüren dennoch, dass das Leben verarmt, wenn es nur noch aus Funktion, Leistung und Selbstbehauptung besteht.

Darum besitzen solche Augenblicke eine eigentümliche Kraft. Unter der Kuppel des Pantheons stehen:

Katholiken,
Protestanten,
Orthodoxe,
Zweifelnde,
Suchende,
Touristen.

Manche beten. Manche fotografieren. Manche wissen kaum noch, warum sie berührt sind.

Und doch schauen alle nach oben.

Das ist die eigentliche Schönheit des Rosenregens: Für einen kurzen Augenblick entsteht Gemeinschaft nicht durch Überzeugung oder Macht, sondern durch ein gemeinsames Berührtwerden.

Der Protestant unter der Kuppel muss nicht katholisch werden. Der Zweifelnde muss nicht plötzlich sicher glauben. Der Tourist muss keine Theologie verstehen. Es genügt, gemeinsam unter den fallenden Rosen zu stehen.

Denn vielleicht ist der Geist manchmal genau das:

kein Besitz einer Kirche,

kein Argument,

kein Sieg —

sondern jener leise Augenblick, in dem Menschen trotz aller Unterschiede gemeinsam spüren, dass das Leben tiefer sein könnte als Angst, Trennung und Funktion.

Und vielleicht könnte genau darin ein Bild der Kirche der Zukunft liegen:

nicht triumphierend,

nicht herrschend,

nicht uniform —

sondern gemeinsam unter einem offenen Himmel.

Eine ökumenisch geeinte Kirche, die den Menschen nicht zuerst Antworten aufzwingt, sondern Angst nimmt. Eine Kirche des Hauches statt des Donners. Eine Kirche, die das johanneische Wort bewahrt: „Friede sei mit euch.“

Dann wäre der Geist nicht Besitz einer Konfession. Nicht Argument. Nicht Machtmittel.

Sondern jene leise Gegenwart, die Menschen trotz aller Unterschiede miteinander verbindet.

Und ja: Viele Menschen suchen heute nicht mehr nach großen Gewissheiten, wohl aber nach Zeichen,

dass Frieden,

Verbundenheit

und Hoffnung noch möglich sind.

Die fallenden Rosen werden dann beinahe zu einem Bild dafür, dass Einheit nicht aus Gleichheit entsteht, sondern aus gemeinsamem Berührtwerden.

So wird der Rosenregen im Pantheon zu einem Bild eines anderen Pfingstens:

nicht laut,

nicht sieghaft,

sondern atmend,
friedlich,
offen.

Und vielleicht hören manche darin — mitten im Rot der fallenden Rosen — noch immer eine
Verheißung:

Habt keine Angst.

Der Himmel ist nicht verschlossen.

Und selbst Verschiedene können gemeinsam unter ihm stehen.